

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 24 (1938)
Heft: 23

Artikel: Schule und W.K.
Autor: Felber, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-539337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liegt der kategorische Imperativ für den Heilerzieher. Ihre Durchführung erfordert die grösste Liebe zum Werk und damit zu den Schützlingen. Nur der Heilerzieher wird zu wirklich guten Ergebnissen kommen, der mit immer neuem Optimismus an die schwierige, in schwersten Fällen kaum zu lösende Aufgabe

herangeht. Er muss dem Kind helfen, über seine unglückliche Veranlagung hinauszuwachsen und muss das Letzte aus ihm herausholen, damit in einem mehr oder weniger guten Gelingen seine Eingliederung in das soziale Ganze erfolge.

Luzern.

Institut für Heilpädagogik.

Volksschule

Schule und W. K.

Eigentlich haben sie nichts miteinander zu tun. Einmal aber hat mir der W. K. einen grossen Dienst erwiesen. Damals als er meinen Schülern beibrachte, wie flüchtig und ungenau wir beobachten. Das war so.

Am Dienstagmorgen in der ersten Stunde haben wir Kopfrechnen. Mäuschenstill ist's, während die Schüler die Dreisatzaufgaben in ihrem Kopf zergliedern. Es ist zwar schade, dass man an einem so hellen, klaren Maimorgen sich mit Kopfrechnen abplagen muss. Da rumpelt auf dem Schulhausplatz ein Gefährt in die Stille hinein. Pferdehufe stampfen dazwischen, Kommandorufe ertönen durchs offene Fenster herein.

„Das werden die W. K.-Mannen sein,“ denke ich, „der W. K. hat ja heute begonnen und in unserer Gegend spielen sich die Vorübungen ab.“

Um mich zu überzeugen, werfe ich schnell einen Blick auf den Platz hinunter. Richtig, eine ganze Kolonne Sanitätswagen fährt da herauf. Diesen Augenblick hat ein Schüler benützt, um seine Neugier zu befriedigen. Wie ich meinen Blick wieder zur Klasse wende, sehe ich noch, wie Josef sich vom Fenster abkehrt und schnell in Positur setzt, als er merkt, dass ich ihn beobachte.

„Josef, geh auf den Platz hinunter, wenn's dich so wundert“, rufe ich ihm zu. Josef fährt zusammen. Er gibt sich den Anschein, aufmerksam weiter an seiner Kopfrechnung zu kauen.

„Geh nur auf den Platz hinunter“, wiederhole ich. Man könnte doch den Vorfall praktisch auswerten, fährt's mir durch den Kopf.

Josef schaut mich verwundert an. Wie er aber merkt, dass mir ernst ist, schleicht er wie ein begossener Pudel davon, während die andern schadenfreudig lächeln. Ich muss mich zusammenenehmen und dergleichen tun, als wäre mir furchtbar ernst bei der Sache. Die „Strafe“ hat eingeschlagen. Die Schüler geben sich alle Mühe, ihre Aufmerksamkeit bei den schwierigen Problemen zu behalten.

Nach fünf Minuten tritt Josef kleinlaut wieder ins Zimmer.

„Nun, was hast du gesehen?“ frage ich. Das hat er offenbar nicht erwartet. Er blickt mich verwundert an.

„Erzähle uns etwas; es wundert uns wirklich auch, was da unten vor sich geht“, muntere ich ihn auf.

Stockend zählt er auf: „Es sind Soldaten auf dem Schulplatz. Sie haben Wagen bei sich. Pferde sind vorgespannt. Ein Wagen steht unter der Schulhauslinde. Es sind auch Offiziere dabei.“

„Seid ihr jetzt befriedigt?“, wende ich mich an die Klasse. „Könnt ihr euch ein Bild machen oder wollt ihr noch mehr wissen?“

Da fahren die Finger in die Höhe: Welcher Waffengattung gehören die Soldaten an? Sind auch Kanonen dabei? Was für Ab-

zeichen tragen die Soldaten? Tragen sie Tornister? Wie lange bleiben sie hier?

Auf die meisten Fragen weiss Josef keine Antwort zu geben und ich benütze die günstige Gelegenheit, um meine Schüler darauf aufmerksam zu machen, wie oberflächlich wir gewöhnlich beobachten, wie wenig genau wir die Dinge anschauen.

„Wer hat gute Augen?“

Alle melden sich. Während wir im Zimmer weiter arbeiten, schicken wir vier „Kundschafter“ auf den Platz hinunter. Aber auch sie haben noch nicht genau beobachtet. Immer noch tauchen Fragen auf, die unbeantwortet bleiben.

Mittlerweile ist die Pause herangerückt und die ganze Schar drängt auf den Schulplatz, wo die Sanitätskolonne immer noch in Fliegerdeckung auf neue Befehle wartet.

Nach der Pause können wir endlich unsere Beobachtungen schriftlich zusammenstellen. Sie ergeben folgendes Bild:

Waffengattung: Sanität II/4. Gebirgssanität. 2 Blessiertenwagen. An jedem Wagen 2 Pferde, das eine beritten. Einige Wagen mit Zelttüchern bedeckt. 2 Krankenwagen. An jedem Wagen hängt eine Schaufel und ein Pickel. Wagen unter den Bäumen, wegen Fliegerdeckung. Soldaten haben Kästchen angehängt mit Verbandstoff. Alle haben Tragbaren. Stahlhelme auf den Boden gestellt, sitzen darauf. Ovale Feldflaschen am Gürtel angehängt. Einige Soldaten tragen Pickel oder Schaufel am Tornister. Sie bleiben bis am Abend hier. — Küche in Meiers Schopf. Mehrere Kochkisten auf- und nebeneinander. Eine auf einem einfachen Feuerherd, unter dem ein Feuer brennt. Der Koch rührt die Suppe mit einem dicken Stock. Er ist dick und nervös. Wenn man ihn frägt, gibt er keine Antwort. Er ist wahrscheinlich Metzger von Beruf. Ein Bub leert die Spaghetti aus. Der Koch gibt ihm eine Ohrfeige und jagt ihn weg. Offiziere und Unteroffiziere sind da. Der Hauptmann ist Arzt. Offiziere tragen Revolver. Soldaten haben keine Batten. Unteroffiziere mit Taschenlampen am Gürtel. Gefreite. Offiziere beritten. Jede Kompagnie hat 2 Meldesoldaten. Die Soldaten haben halblange Säbel. Der eine sagt, er brauche ihn, um Tragbahnen zu hauen, der

zweite zum Holzen, der dritte um Knochen entzweizusägen. Usw.

An den folgenden Tagen — immer noch im Banne des W. K. — verarbeiten wir das Ergebnis unserer Beobachtungsaufgabe zu einer Wortschatzübung.

Was die Soldaten tun: Sie exerzieren, halten Gefecht, schießen, kochen ab, suchen Verwundete auf, marschieren, verstecken sich, legen Notverbände an, stehen Wache, stellen Tragbahnen zusammen, stellen Zelte auf, bauen Unterstände, reinigen Tennen und schütten Stroh auf, putzen Gewehre, bauen Schanzen, üben Gewehrgriffe, fassen den Spatz, legen sich in den Schatten, verzehren das karge Mittagsmahl, waschen die Gamellen, ruhen von den Strapazen aus, salutieren, patrouillieren, marschieren aus, rücken vor, ziehen sich zurück, parkieren, legen Gasmasken an.

Wie die Soldaten sind: Feldgrau gekleidet, müde, lustig, hungrig, durstig, erschöpft, lahm, braungebrannt, schläfrig, munter, verdriesslich, kräftig gebaut, beschmutzt, mit Kot bespritzt, gut bewaffnet, von der Müdigkeit übermannt, bestäubt, abgehärtet, froh, dass der W. K. vorbei ist.

Was die Soldaten tragen: Eine feldgraue Uniform, schwere genagelte Schuhe, einen grauen Stahlhelm, ein Bajonett, einen vollbepackten Tornister, eine ovale Feldflasche, ein gut gereinigtes Gewehr, einen ledernen Ceinturon, einen aufgerollten Mantel, eine Patronentasche, eine Schaufel oder einen Pickel, eine Taschenlampe, die Offiziersabzeichen, die Gefreitenschnüre.

Offiziersgrade: Korporal, Wachtmeister, Fourier, Feldweibel (Unteroffiziere), Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann, Major, Oberstleutnant, Oberst, Oberstdivisionär, Oberstkörpskommandant, General.

Waffengattungen: Füsiliere, Mitrailleure, Dragoner, Kanoniere, Radfahrer, Sappeure, Sanitätssoldaten, Säumer.

Abkürzungen: Was heisst: W. K., AG, S. A. C., T. C. S., A. C. V., S. K. J. V., L. M. G., J. K., S. B. B., C. F. F.? (Sicher fragt ein Schüler nach G. W.!))

Der W. K. ist schuld, dass wir von nun an systematisch Beobachtungsübungen anstellten. Für den Anfang versuchten wir einfache,

kurze Tätigkeiten möglichst anschaulich zu schildern. Etwa das Spitzen eines Bleistiftes, das Anzünden eines Zündhölzchens, das Öffnen eines Fensters, usw.

Der Lehrer führt die Tätigkeit aus, natürlich etwas kompliziert, die Schüler beobachten und schreiben unmittelbar darauf ihre Wahrnehmung nieder. Ich stelle mich z. B. vor die Klasse, greife mit der Hand an die Stirne, scheine etwas nachzudenken, mache einige Schritte zum Pult, ergreife einen hier liegenden Bleistift, bemerke, dass er nicht mehr spitz ist, grüble das Taschenmesser hervor, werfe das Etui auf den Tisch, öffne die Klinge, beginne zu spitzen, breche absichtlich die Spitze ab, schüttle den Kopf und runzle die Stirne, spitze vorsichtiger weiter, blase den Graphitstaub ab, schliesse das Messer und versorge es wieder in die Tasche.

Beobachtungsübungen sind die beste Vorübung für den Aufsatzunterricht. Dabei machte ich allerdings eine unliebsame Erfahrung. Ich liess zuerst für jeden Aufsatz als Vorübung eine Beobachtung über das gestellte Thema vorausgehen. Vor der Ausarbeitung des Themas „Unser Dorfbach“ verlangte ich eine kurze aber anschauliche Schilderung der Wahrnehmungen beim Anblick des Baches. Denk- und schreibfaule Schüler liessen sich dann aber leicht verleiten, diesen Ausschnitt ohne Veränderung und ohne Uebergang in den Aufsatz hineinzunehmen. So änderte ich die Taktik und stellte Aufgaben, die mit dem behandelten Thema in keiner oder nur loser Beziehung standen. Schliesslich ist es ja gleichgültig, an welchem Gegenstand wir die Fähigkeit des Beobachtens uns erwerben. Hauptsache ist, dass genaue Beobachtung zur Gewohnheit wird und das wird sie durch viele Uebung.

Es seien hier noch einige Beobachtungsübungen angefügt:

Auf dem Markt. Meine Freundinnen und ich schlenderten zu einem Markt. Hier stand eine Frau, der die Witze auf der Zungenspitze sassen. Sie war gross. Ihr Haar war rot und daraus hatte sie an den Schläfen zierliche Schnecken gewickelt. Sie schwänzelte ganz elastisch auf ihren

hohen Absätzen beim Ladentisch hin und her. Sie trug ein schwarzes Kleid und eine weisse Schürze. Ganz nach der neuesten Mode war die Schürze, glaub ich, nicht mehr, denn überall war sie mit Sicherheitsnadeln zusammengeheftet.

Steigt uns da nicht das Bild der Frau Manz aus Gottfried Kellers „Romeo und Julia“ auf?

Die Wolke. Am Donnerstagnachmittag sass ich am Fenster und beobachtete die mit Aepfeln behangenen Bäume im nahen Baumgarten. Wonnig, mit dem ganzen Gesicht lachend, strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab. Auch sie genoss ihre vollen Freuden an den wohlgediehenen Früchten. Wie ich so dasass und hin- und hersann und schaute, bemerkte ich, wie hinter dem Walde eine grau-gelbe Wolke aufstieg. Langsam hob sie sich immer höher hinauf. Auf einmal beobachtete ich in der Mitte einen blauen Punkt. Grösser und grösser wurde er, und ritschratsch war die Wolke entzwei. Zerfetzt wie zwei alte Hudel tanzten sie in der Luft herum. Bald vereinigten sie sich wieder, rissen sich wieder voneinander los und vereinigten sich abermals, und so ging es fünf-, sechsmal. Nach und nach rissen sich immer mehr Wölkchen los, um auch selbständig in dem grossen dunkelblauen Tanzboden herumzuwirbeln. Lustig war es anzusehen, wie die kleinen Fetzchen einander die Hand boten, ein kleines Stückchen miteinander gingen, dann wieder trennten und sich andern anschlossen. Plötzlich vereinigten sich alle wieder. Wie wenn einer mit einem feurigen Schwerte hinter ihnen herkäme, verschwanden sie hinter dem Wald.

Diese Uebung trug ganz unerwartet ihre Früchte. In einem Aufsatz über den Herbst schrieb ein Knabe die folgende hübsche Stelle, die ohne vorausgegangene Beobachtung sicher nicht so treffend geglückt wäre:

Wenn ich am Morgen nach dem Aufstehen zum Fenster hinausschaue, sehe ich noch keine Sonne, nur sturmsdicken Nebel. Er streicht ums Haus wie ein beutelustiger Dieb. Böswillig netzt er einem die Kleider. Etwa um acht Uhr sieht man erst ungefähr einen Kilometer weit. So eine Stunde vor dem Mittagessen reibt sich die Langschläferin Sonne die verträumten Augen und guckt zwischen den aufsteigenden Nebelwolken durch. Ungern zeigt sie sich, denn bald ver-

steckt sie sich wieder hinter einem seidenen Nebelschleier. Schon um sieben Uhr sinkt sie wieder ins goldene Meer des Abendrots. Und der Mond bestellt durch die Nacht wieder den dicken Nebel, damit die Sonne am andern Tag wieder lang träumen kann. Aber am andern Mittag wirft sie halt die Decke wieder auf die Seite und guckt die Erde freundlich an. Das alles ereignet sich vor den Türen des Herbstes.

Als Beispiel, wie man eine scheinbar so belanglose Begebenheit wie das Sieden der Milch in Einzeltätigkeiten zerlegen und genau schildern kann, lese ich meinen Schülern jeweils folgende Stelle aus J. M. Camenzinds Roman „Die Stimme des Berges“

vor. Liebevoll, aber nicht aufdringlich breit schildert der Dichter den Hergang.

„Hinten überzog sich die Milch bereits mit einer runzligen Haut, die mehr und mehr Leben und Bewegung bekam. Am Rand stiegen kleine Bläschen auf. Die Milch war am Erwellen. Ich machte den Krug bereit, wartete noch einige Augenblicke. Langsam stieg der Milchspiegel! Ein schneeweisses sprudelndes Brünlein durchbrach die Milchseemitte. Die Haut wellte gegen den Pfannenrand zu. Ein leichtes Zischen wurde hörbar und schon hob ich die Pfanne aus dem Herdloch und liess die dampfende Milch in den Krug fahren.“

Dagmersellen.

Alfred Felber.

Weihnachtsdichtung für die Schule

Dieser Wunderzeit hat sich die Dichtung seit den ältesten Zeiten bemächtigt. Die Bräuche, die Sitte, beweisen es schon. Die Volksdichtung als die älteste aller Poesie mag uns zunächst helfen, die Seele dieser Zeit zu ergreifen.

Durch welche Reime, Sprüche und Lieder die alten und ältesten Zeiten das Fest der Weihnacht begingen, ist uns nicht überliefert. Festen Grund geben uns erst die Volksschauspiele, die im Mittelalter einsetzen und uns bis heutigen Tages einen genauen Einblick gewähren, wenn auch die Maschinenzeit schon an ihnen rüttelt. Hier vereint sich tiefer Ernst mit Heiterkeit. Noch heute wandelt das Christkind, weiss gekleidet, über die Dorfstrasse und geht durch die Gassen der Kleinstadt, die volkpsychologisch nichts anderes als ein Dorf ist. Neben ihm schreitet, tief verumumt, Nikolaus, der Vielgeliebte, vergraben in hohen Stiefeln, weitem Mantel, schwarzer Pelzkappe, und umwunden mit dem grossen, dicken Strohsack. Die Anklänge und Neuformungen der alten Zeit sind auch in diesen Figuren deutlich, Licht und Nacht erscheinen in neuem Kleide; aber dem vielgefürchteten Dunkel unserer Urzeiten fehlt doch das Humorvolle nicht. Nikolaus kommt mit Sack und Rute zu den Kindern. Diese eine Gestalt schafft tausend Freuden. Oft stampft der Schreckliche auch ganz allein durch die Gassen. Dann schwingt er in mancher Gegend die Glocken, und ist schrecklich wild. Meist läuft er aber neben dem sanften Christkind her. Dann muss

er ihm die Wiege tragen, dann poltert er wohl noch, aber sein Zorn wird in Gegenwart der lichten Himmelsgestalt gelinde. Von Heiligen umgeben, fängt im Volksschauspiel ein Engel an zu singen:

Ein' schön guten Abend gebe euch Gott!
Ich komme herein ohn' allen Spott,
ohn' allen Spott, ohn' allen Schein,
ich suche mir fromme Kinderlein.
Ihr Eltern sagt mir fein geschwind,
ob auch die Kinder gehorsam sind,
wenn sie nicht gehorsam sein,
so ruf den Bösen ich herein.

An die Türe klopfen um die Weihnachtszeit auch die drei Weisen, die drei Könige, die da sind gezogen in grosser Eil, in dreissig Tagen vierhundert Meil'n, darunter König Herodes mit Krone, Zepter, Schwert, der Mohrenkönig, der treue Laban, der alle Kinder totschiessen muss.

Diese Volksschauspiele geben uns den Hinweis; dass das Volk auch das Fest des Gemütes mit seinem Humor verklärt hat. Auch darin wurzelt die Frömmigkeit, die sich zur Weihnachtszeit so innig kundgibt. Die grosse Güte des himmlischen Vaters schimmert durch die Stube, darin der Lichterbaum brennt, in der die Alten und Jungen fromme Lieder von dem Christkinde singen:

Christkind und Ruprecht sind auch der Kunstdichtung liebe Gestalten geworden. Robert Reinick, der bekannte Kinderdichter, singt vom Christkind: